Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 11 (1935)
Heft: 47

Artikel: Swiss artists
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-755549

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

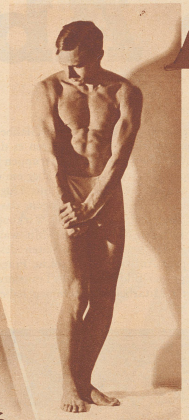
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Swiss Artists

Swiss Artists? Warum nicht: Schwei zer Artisten. Einfach und echt. Aber beim Varieté geht's nicht ums Einfache und Echte, da will das Publikum andere Dinge: Glanz, fremde Namen, Zauber und Hokuspokus. Da gilt selbst im Vaterland der Mann nichts, wenn ihn nicht das Fremde umwittert, das Unbekannte, Außergewöhnliche, darum also Swiss Artists.



Wenn die «Zürcher Illustrierte» ein paar Porträts von Schweizer Artisten zusammengestellt hat, so geschah das nicht etwa, um die Leistungen Einzelner hervorzuheben oder gar um für die hier namentlich Genannten die Reklametrommel zu schlagen. Es lag uns vielmehr daran, in knappen Abrissen Schicksale von Menschen zu skizzieren, deren Wege — wir möchten fast sagen zwangsläufig — in das Rampenlicht der Varietébühnen führte. Unsere Berichte sind aller ausschmückenden Romantik entkleidet, sie begnügen sich damit, die wechselvollen Stationen festzuhalten, aber gerade in dieser nüchternen Widergabe spiegelt sich deutlich die Kunst der Anpassung und der Umstellung, die für den Artisten nicht minder wichtig ist, als die Originalität seiner Darbietungen. Der Beruf des Artisten ist ein schwerer Beruf, er ist von ungezählten Zufälligkeiten abhängig und vielleicht deshalb als unbürgerlich verschrien. Zu Unrecht, denn nur die wirklich Berufenen können sich in ihm behaupten. Und wenn heute Schweizer Artisten die ganze Welt bereisen, so erscheinen sie nicht nur als Vertreter einer internationalen Gilde von Jongleuren, Parterreakrobaten und Musikanten, sondern sie sind gleichsam Abgesandte ihres Landes, die eine Verpflichtung auf sich genommen haben, ihrer Herkunft Ehre zu bereiten. *F. S.*

Les Inauen's

Die Appenzeller sind stolz auf Mutter und Tochter Inauen, die mit ihrem Tauben-Dressurakt die Welt entzücken. Von Vater Inauen, der in Appenzell aufwuchs, hat die Tochter das Artistenblut geerbt. Er war nicht für einen bürgerlichen Beruf geschaffen. Mit 12 Jahren brannte er daheim durch und zog mit einer Artistengruppe umher. Er gründete dann als Seiltänzer eine wandernde Arena, ein Freilichttheater, mit der er namentlich Deutschland bereiste. Willma, seine Tochter, machte schon als Kind in akrobatischen Nummern mit. Nur gegen das hohe Seil hatte sie eine richige Abneigung. Sie versteckte sich öfters vor ihrem Auftreten, und Vater hatte seine liebe Not, sie aufzufinden und zum Seiltanz zu bewegen. Nun führen Mutter und Tocher die Arena weiter und engagieren dafür jeden Sommer eine Anzahl Artisten. Im Winter treten sie mit ihrer gefiederten Gesellschaft von englischen Perücken- und Pfauentauben auf allen großen Varietébühnen auf. Mit unendlicher Geduld und Liebe haben sie den Tieren, die sich keineswegs durch Intelligenz auszeichnen und weder auf Worte noch auf Zeichen reagieren, einige hübsche Kunststücke beigebracht. Als sie einmal in Rom gastierten, flog eine Taube mitten in der Vorstellung von der Bühne in die Königsloge, legte dort ein Ei und flog wieder zurück. Es war gerade zur Zeit des Todes der Königin Mutter. Die Loge war leer.

Nauti and Nauti

Schon als Basler Realschüler hatte es sich der männliche Nauti, der mit bürgerlichem Namen Ernst Bussinger heißt, in den Kopf gesetzt, ein komischer Akrobat zu werden, stößt aber mit dieser unbürgerlichen Neigung keineswegs auf Gegenliebe des Vaters. Da studiert Nauti heimlich mit seinem jüngeren Bruder eine «Nummer» ein und führt sie — natürlich ohne Wissen der Eltern — dem damaligen Direktor des Küchlin-Theaters vor, dessen Bescheid indes ziemlich vernichtend lautet. Nauti läßt sich dadurch nicht abschrecken. Er wartet doch sehnsüchtig auf eine Gelegenheit, in die Artistik hineinzukommen. Diese Gelegenheit findet sich nach dem Kriege, als ein von der Grenzbesetzung heimkehrender Schweizer Artist, der keine allzu hohen Ansprüche stellt, einen Partner sucht. Die beiden bereisen — Nauti als geschickter Porteur, der mit seinem Chef Hand auf Hand balanciert — ganz Frankreich. Um seine kümmerlichen Ersparnisse zu strecken, geht er ins Inflations-Deutschland und schließt sich dort einem Ehepaar an, das seine Recknummer durch einen komischen Dritten ergänzen will. Nauti wird Kaskadeur, er ist der ewige Tepp, der auf die Nase fällt und das Publikum durch seine Späße erheitert. Drei lange Jahre zieht er mit den Richys umher. Es sind Hungerjahre. Endlich kommen bessere Tage. Eine Drahtseiltruppe, bei der er sich als «Komischer» beworben hat, nimmt ihn als gutbezahltes Mitglied auf, die großen Varietés öffnen sich ihm. In Berlin, wo er im Wintergarten auftritt, verlobt er sich mit einer jungen Artistin, deren kunstradfahrenden Eltern zuliebe er den Vertrag mit den Drahtseilfreunden löst und ein Ritter des Stahlrosses wird. Aber in seiner freien Zeit arbeitet er mit seiner Frau unermüdlich an der Ausgestaltung eines amerikanischen Exzentrik-Aktes, und als die Schwiegereltern sich zur Ruhe setzen, ist die neue Nummer ausgereift. Und mit dieser Nummer meisterlicher Parterre-Akrobatik haben sich die beiden ihren Namen gemacht; sie sind in diesem Jahre zum dritten Male beim Schweizerischen Nationalzirkus Knie engagiert. Ihr Kind wächst bei der Großmutter in Huttwil auf.

Billy Frick

Billy Fricks Vater hat in M. a. Schlechtels Original-Varieté, Zauber- und Geister-Theater seine artistische Laufbahn begonnen. Auf ein Inserat im Artistenblatt: «Equilibrist und Gymnastikakt sucht Partnerin. Bei gegenseitiger Zuneigung Heirat nicht ausgeschlossen. Offerten mit Bild unter ...» meldete sich eine Artistin, die als junges Mädchen ihren Eltern in Schlesien davongelaufen war, um in einem Ballett die Gymnastik am Trapez und das Gesicht- und Zähnehängen zu erlernen. Sie wurde Billys Mutter. Während sein Vater als «King of the Equilibrists» fortwährend engagiert war, blieben die Mutter, Billy und seine Schwester in ihrem Heim in Wipkingen. Als die Kinder größer waren, schloß sich die ganze Familie Vaters Tournée an. Die kleine 6-jährige Schwester wurde der bewunderte Mittelpunkt der Frickschen Produktionen. Nach Vater Fricks Tod (1926) mußte die Mutter mit ihren Kindern neue Attraktionen einstudieren. Nach einigen Jahren trennten sich auch noch die Geschwister. Billy wandert jetzt als Einzelnummer durch die Welt. Er vollführt den Kautschuk-, den Marinelli-Handstand und die Billard-Queues, einer der schwersten Tricks, wobei er den Handstand auf vier freistehenden Stäben von der Form eines Billard-Queues macht. Doch das Schwierigste, das ihm keiner nachmacht, ist sein «Dreher», ein einarmiger Handstand mit gespreizten Beinen auf einer zwei Meter hohen metallenen Stange. Dabei dreht er sich zweimal langsam um die eigene Achse.

Die Sing-Vreneli

Sie haben keine Varieté-Vergangenheit hinter sich, sie waren ganz einfach auf einmal da und sangen Schweizerlieder. Was ist da schon Besonderes dabei, Schweizerlieder zu singen? Das können wir doch selber? Nun, manchmal ist zwischen Singen und Singen ein kleiner Unterschied und mitunter sogar ein großer. In diesem Fall ein großer, denn so wie die Sing-Vreneli Schweizerlieder singen, verstehen es nur wenige. Sie kennen sich aus im Volksliederschatz der deutschen wie der welschen Schweiz. Ihre Stärke aber liegt in der Gestaltung, im «Wie» ihres Vortrages. Nicht bloß mit dem Mund singen sie, sie tun's mit dem ganzen Gesicht, mit den Augen, mit den Grübchen in den Wangen und ein bißchen auch mit den Händen, so daß ihre Lieder anmuten, als entsprängen sie just dem Augenblick und seien nicht Bestandteile eines Repertoires. Die Sing-Vreneli sind mit allen rhythmischen Geheimnissen vertraut, die einem Lied erst den besondern Charakter, das besonders «Lüpfige» oder das besonders Innige geben, und überlegen beherrschen sie alle Abarten des gesanglichen Rhythmus und alle Abstufungen zwischen Schelmerei und Heimweh.

Aufnahme Guggenbühl

Kalola

Er ist als Sohn welschschweizer Eltern in Südfrankreich geboren, hat in Nizza das Gymnasium besucht und später in Fribourg, im Heimatkanton, die Matur gemacht. Kaum der Schule entronnen, packt ihn mächtig der Drang zum Theater. Er kommt nach Zürich. Im Corso findet er sein erstes Engagement im Chor, kommt aber nicht weiter, siedelt nach Genf über, wirkt in Wiener Operetten und französischen Lustspielen mit, gibt dazwischen auch gelegentliche kleine Gastspiele in Paris, aber er fühlt, daß sein Weg versanden muß. Ein Zufall führt in vor fünf Jahren — er hat unterdessen die Dreißig schon überschritten — in Locarno mit einem Musiker zusammen, der in einem Orchester die Hawaian-Gitarre spielt. Für Gitarre hat er schon immer eine heimliche Liebe gehabt. Jetzt vervollkommnet er sich auf dem Instrument derart, daß es ihm in Paris, wo er vier Monate vergeblich auf ein Schauspielengagement warten muß, zur Rettung wird: eine Grammophongesellschaft läßt ihn ein paar Platten bespielen. Nun zieht er mit seiner Gitarre in der Welt herum, immer auf der Suche nach einer Partnerin. Im badischen Freiburg findet er endlich die richtige Frau. Es ist eine Tänzerin, die im gleichen Programm wie er selbst auftrat, eine gebürtige Russin, die mit ihrem Ballett die Welt von Island bis zu den Pyramiden kennengelernt hat. Zwei Wochen später treten die beiden schon in einer Gemeinschaftsnummer in Saarbrücken auf — sie untermalt im Tanz die schluchzende Musik —, zwei Monate später sind sie verheiratet.

Aufnahme Staub

Eiberle

Wäre seine Mutter nicht Spiritistin gewesen, so wäre das Leben des Herrn Eiberle möglicherweise anders verlaufen. So aber hatte er schon von Kindheit an ein seltsames Interesse für die Geheimnisse der Magie, das auch nicht erlosch, als er in Brugg den sehr realen Beruf eines Automechanikers erlernte. Im Jahre 1911 wohnt er in Lausanne einer Vorstellung des damals weltberühmten französischen Zauberers Door Leblanc bei, und dieser Abend wird ihm zum Schicksal. Er läßt seine Werkstatt im Stich und reist geradeswegs nach Paris, wo er den Wundermann zu finden hofft, um sich ihm als Lehrling anzubieten. Aber er erwischt ihn nicht. Herr Leblanc ist zu Schiff nach England gefahren. Der Jüngling Eiberle läßt sich indes nicht entmutigen, er verdingt sich als Taxichauffeur, um in Paris nicht zu verhungern, läuft aber in seiner Freizeit sämtlichen Zauberkünstlern nach, die ihm erreichbar sind, und mehr aus Gutmütigkeit läßt sich der eine und der andere ein wenig in die Karten schauen. Seine Ersparnisse trägt Eiberle in jene Läden, in denen man Zaubergeräte kaufen kann. Nach zwei Jahren wagt er es, sich öffentlich zu produzieren, bis er eines Tages merkt, daß er sich mit seinen Künsten wohl auch in der Heimat zeigen könne. Bei Kriegsbeginn kehrt er in die Schweiz zurück, reist später nach Deutschland, heiratet dort und übt mit seiner Frau eine Nummer ein, die noch heute in ihrer Art unübertroffen ist: eine Gedankenübertragung, in der die Frau mit verbundenen Augen jeden Namen und jeden Gegenstand errät.

Aufnahme Staub

Fred Etter

Auch Fred Etter, der in Bern als ältester Sohn einer kinderreichen Arbeiterfamilie aufgewachsen ist, hatte manche Widerstände zu überwinden, ehe er, der schon als Sekundarschüler seine Kameraden mit seinen Fangkünsten belustigt hatte, endlich die Erlaubnis erhielt, sich im Jonglieren auszubilden. Erst als es sich zeigte, daß er weder ein tüchtiger Schlosser noch ein brauchbarer Chauffeur werden würde, willigte der Vater ein, den Sprößling nach Berlin ziehen zu lassen, wo er sich frisch und gottesfürchtig bei einem Agenten als der kommende Mann vorstellte und tatsächlich einer Jongleurtruppe eingereiht wurde. Im Laufe der Zeit bekam er genügend Bühnenschliff, daß er's riskieren konnte, sich mit einem Schweizer Landsmann selbständig zu machen. Seine besten Tricks lernte er erst später, als er sich einer Chinesentruppe anschloß, die zwar streitsüchtig und mißtrauisch war, aber vom Jonglieren mehr verstand als alle bisherigen Vorbilder. Mit den gelben Männern aus Hankau kam er auch nach der Schweiz, wo er sich von ihnen trennte. Seit zehn Jahren reist er als Einzelgänger durch Frankreich, Italien, Deutschland und die Heimat. Er verschmäht es auch nicht, wenn es nottut, gelegentlich in einer Jazz-Kapelle das Schlagzeug zu bedienen — wobei er ja mit den Schlegeln jonglieren kann.

Aufnahme Staub